

# 23. Erzählwettbewerb 2015

## Julius-Springer-Schule

### 2. Preis

#### Die Vergessenen, Felicitas Henkel (1 DP 1)

Sie steht an einer verlassenem Straßengabelung. Rechts führt eine schmale Gasse zwischen schiefen Häusern hindurch, links verschwindet eine breite Straße um eine gewundene Kurve. Es ist neblig. Das Licht der Laternen formt eine gespenstisch wabernde, weißliche Kugel um die Laternenschirme herum. Sie ist unschlüssig, wohin sie gehen soll. Sie kann sich nicht erinnern, schon einmal hier gewesen zu sein. Alles scheint ihr fremd zu sein. Sie kann sich nicht einmal an ihren eigenen Namen erinnern. Sie macht einen zögerlichen Schritt auf die Straße zu, bleibt aber gleich wieder stehen. Was ist, wenn sie schon dort angekommen ist, wo sie hin wollte? Sie versucht sich angestrengt zu erinnern, was sie vorgehabt hatte. Ein dumpfes Gefühl im Magen sagt ihr, dass es etwas Wichtiges ist. Es muss mitten in der Nacht sein, kein Mensch ist auf den Gehwegen zu sehen und fast alle Fenster in den Häusern sind dunkel. Es ist still, nur ein lauer Wind lässt weit entfernte Blätter in Baumkronen rascheln und treibt lose Zeitungsseiten durch die Gasse. Eine innere Unruhe packt sie. Sie muss sich bewegen, muss ankommen, wo auch immer sie hin wollte. Sie muss suchen, immer weiter suchen, bis sie gefunden hat, was die Unruhe in ihr auslöst. Sie wendet sich der engen Gasse zu. Es fröstelt sie, als ein Windstoß sie durchfährt. Sie zieht ihren Mantel enger um sich und schnürt ihn fest zu. Sie bewegt sich langsam durch die schlafenden Häuser. Sie sehen verlassen, aber zugleich nicht unbewohnt aus. Eine dunkle Haarsträhne verfängt sich in ihren Wimpern. Sie wischt sie mit der Hand fort und hält inne, als würde ihr erst jetzt auffallen, dass sie schwarzes Haar hat. Wie kommt es, dass sie von sich selbst so wenig weiß? Als hätte ihr jemand alle Erinnerung genommen, als würde sie nicht existieren bis zu diesem Moment. Sie schlingt die Arme um ihren Oberkörper und läuft weiter die Gasse entlang. Sie sucht die Steinwände nach Dingen ab, die sie an irgendetwas erinnern. Sie muss jemanden finden, der ihr sagen kann, wo sie ist, wer sie ist. Ein Stück die Gasse hinunter entdeckt sie ein Fenster, aus dem warmes Licht auf die Pflastersteine fällt. Sie beschleunigt ihre Schritte, auch um aus der fahlen Dunkelheit der Nacht zu kommen. Sie sehnt sich nach einem warmen Feuer im Ofen oder dem Leuchten von Kerzenflammen, sie sehnt sich nach Gesellschaft. Sie überkommt die wahnsinnige Sehnsucht nach warmen Armen und tröstenden Worten. Die letzten Meter überwindet sie fast schon im Sprint. Dann steht sie vor der Tür, unschlüssig, was sie nun tun soll. Soll sie einfach klopfen? Bei jemandem, den sie überhaupt nicht kennt? Was, wenn ein böser Mensch in diesem Haus wohnt, was, wenn er verärgert wäre durch die Störung? Würde sie einen Fremden in ihr Zuhause lassen? Die Zeit scheint stehen zu bleiben und ihr Platz für endlose Fragen zu lassen. Ihre Gedanken beginnen sich im Kreis zu drehen. Sie kann nicht sagen, wie lange sie so vor der Tür gestanden haben muss. Es können nur wenige Minuten gewesen sein, oder auch Stunden. Vielleicht hat sie den Sonnenaufgang verpasst

und den Sonnenuntergang. Und es drängt sich ihr eine letzte Frage auf: Gibt es keinen, der sie vermisst, der wissen will, wo sie ist, vielleicht nach ihr sucht? Sie nimmt ihren Mut zusammen und klopft leise gegen die hölzerne Tür. Der Klang hallt in der Gasse laut von den Wänden wieder und gibt ihr das Gefühl, sie hätte ein stilles Gefüge gestört. Die dunklen Fenster sehen aus, als würden sie missbilligend auf sie hinabstarren. Sie wagt es nicht, ein weiteres Mal zu klopfen. Sie bleibt einfach stehen und wartet. Im Augenwinkel nimmt sie eine Bewegung wahr und dreht sich zu einem der dunklen Fenster neben ihr. Nichts. Es ist niemand zu sehen. Aber die Vorhänge bewegen sich noch, als hätte sie jemand im Vorbeigehen berührt. Sie wird das Gefühl nicht los, dass man sie beobachtet. Doch es lässt sich keine Menschenseele blicken. Keine Katze, die durch die Gärten und Hinterhöfe streicht, kein Vogel, der sich auf der Dachspitze ausruht. Durch die gespenstische Stille hört sie plötzlich ein weitentferntes Flüstern. Sie hält den Atem an um besser hören zu können. Es klingt nach einer melodischen Stimme, einer Frauenstimme. Sie redet nicht, sie singt. Sie merkt nicht, dass ihre Füße schon losgelaufen sind, sie in die Richtung des Gesangs führen. Die Gasse wird enger, bald kann sie die Arme ausstrecken und berührt dabei die Wände der sich gegenüberliegenden Häuser. Die Stimme beruhigt sie. Jemand muss da sein. Irgendjemand in dieser toten Stadt lebt, ist wach, atmet und singt. Wer so schön singt, kann kein böser Mensch sein, oder? Die Stimme wird mit jedem Schritt lauter. Es mischen sich feine Jazztöne unter, es sind Basstöne und klare Trompetenklänge zu hören. Die Enge der Gasse zwingt sie mittlerweile fast seitlich zu laufen. Sie ist nicht mehr als ein schmaler Trampelpfad geworden. Sie sieht Licht am Ende der Gasse. Die Neugier und das zarte Versprechen der Sängerin auf Geborgenheit treiben sie voran. Doch die Wände kommen nun immer näher, engen sie ein, lassen sie kaum durch. Sie schiebt ihren Körper Stück für Stück vorwärts, zieht den Bauch ein, hält die Luft an. Dann sind es nur noch ein paar Zentimeter bis in die rettende Freiheit. Sie drückt und merkt, wie ihr die raue Hauswand an der Haut reibt, bis es schmerzhaft brennt. Doch dann gibt es einen Ruck und mit einem erleichterten Seufzer stolpert sie auf eine große, freie Fläche hinaus. Sie füllt ihre zusammengepressten Lungen mit einem tiefen Atemzug und schaut sich um. Sie steht auf einem weiten, gepflasterten Platz. An seinen Rändern stehen rundherum weitere, dunkle Häuser. In seiner Mitte erhebt sich ein massiges Gebäude aus rotem Sandstein. Die breiten Treppenstufen, die zum Flügelportal emporführen, sehen einladend aus. Früher müssen hier die Damen mit eleganten und pompösen Kleidern auf Schuhen mit Absätzen stolziert sein, von einem Mann im Frack am Arm geführt. Sie stellt sich vor, wie Männer mit Fanfaren die Gäste begrüßt haben und Diener mit vollen Tablett durch die vornehme Gesellschaft gezogen sind. Aber jetzt liegt alles verlassen da. Andächtig steigt sie die Treppen hoch und drückt gegen die schweren Holztüren. Sofort hüllt sie die Musik ein, umwirbelt sie in lauten Tönen. Sie betritt einen riesigen Raum mit Säulen und einer großen Fläche aus glänzendem Parkettboden. Er sieht aus, als hätte man ihn frisch eingewachst. Ihre Blicke suchen den Raum nach der wundervollen Sängerin ab, suchen die Instrumente und ihre begabten Spieler. Aber der Raum ist leer. Sie hat auf umhertanzende Paare gehofft. Hat geglaubt, sie könnte mit der Masse verschmelzen und ihre Sorgen davon tanzen, sich zu den Klängen inmitten vertrauter Gesichter wiegen. Eine eisige Hand greift nach ihrem Herzen. Hier ist niemand. Sie ist allein. Sie schreitet durch den Raum und nimmt die Nadel von dem Grammophon, die Musik reißt augenblicklich ab. Und da ist sie wieder, die unerträgliche Stille. Die großen Glasfronten an der hinteren Wand sind weit geöffnet, als hätten die Gäste die Feier überstürzt verlassen. Sie fühlt sich einsam, verletzt. Wo sind nur all die Menschen, die sie lieben, all diejenigen, die sich für sie interessieren und sie um sich haben wollen? Die, die dafür sorgen, dass sie

wieder lächelt, wenn sie traurig ist, so wie jetzt. Ihr ist zum Aufgeben zumute. Warum sollte sie ihren Weg noch fortsetzen, wenn sie sowieso keiner erwartet? Der Raum kommt ihr trotz seiner Größe auf einmal beklemmend eng vor, die Wände fühlen sich bedrohlich an und hinter den Säulen scheinen sich Schatten zu verstecken. Der Wind pfeift in die Ecken und lässt ein schauriges Stöhnen erklingen. Sie muss hier raus. Zumindest hierfür hat sie noch Kraft und Mut genug. Sie durchschreitet die offenen Glastüren und findet sich in einem weitläufigen Garten wieder. Wilde Rosen ranken sich um hohe Torbögen und bilden überdachte Gänge. Efeu klammert sich an den Steinmauern fest, das Gras reicht ihr bis zu den Hüften. Es sieht aus, als hätte sich schon lange keiner mehr um die Pflanzen hier gekümmert. Es wächst alles in wilder Natur und hat mit den Jahren die sorgfältig angelegten Beete verschwinden lassen. Übrig geblieben ist nur noch ein Meer aus grünem Gras und Unkraut. Hier und da ein paar wilde Blumen. Sie lässt den Blick wandern und ihr bleibt das Herz fast stehen, als sie die Umrisse eines Menschen sieht. Schwach heben sie sich gegen den dunklen Himmel ab. Die Person steht mit dem Rücken zu ihr, ein paar hundert Meter von ihr entfernt. Reglos scheint sie in den wolkenverhangenen Himmel zu starren. Es muss ein Mann sein. Er hat breite Schultern, kurzes Haar. Langsam bewegt sie sich auf ihn zu, bedacht darauf, keine Geräusche zu machen. Sie möchte ihn auf keinen Fall verschrecken. Sie hat bei ihrem Streifzug durch die Stadt immer das Gefühl gehabt, das Leben um Sekunden zu verpassen. Als sie nur noch wenige Schritte von ihm trennen, bleibt sie stehen. „Bitte, erschrecken Sie nicht.“, flüstert sie. Er zuckt noch nicht einmal zusammen. Vielleicht hat er sie kommen hören. Er dreht sich nicht um, bleibt einfach weiter, den Kopf zum Himmel gerichtet, stehen. „Können Sie mir helfen? Ich glaube ich habe mich verirrt und weiß nicht, wo ich bin.“ Er antwortet nicht. „Bitte, Sir!“, ihre Stimme klingt nun flehentlich. „Mir ist kalt und ich habe Angst. Oh bitte helfen Sie mir, zu meiner Familie zurück zu finden.“ Sie greift nach seiner Schulter um ihn umzudrehen, doch ihre Finger zucken erschrocken zurück, als sie eine kalte, glatte Oberfläche berühren. „Was zum...“, flüstert sie. Sie umrundet den starren Mann und blickt in ein leeres, gesichtsloses Oval. Eine Statue, eine leblose, kalte Figur aus Metall. Sie bekommt kaum noch Luft. Das kann nicht sein. Sie spürt, wie sich ihr Blick verschleiert, wie die Tränen ihr langsam über das Gesicht laufen. Ein überwältigendes Gefühl der Einsamkeit und der Machtlosigkeit überkommt sie. Sie lässt sich ins Gras sinken, lehnt den Kopf an einem Stein an, der aus dem Boden ragt. Ihr Körper wird von tiefen Schluchzern geschüttelt. Was würde sie jetzt nicht alles für eine beruhigende Hand tun, ein Streicheln über ihren Kopf oder auch nur die stille Anwesenheit eines Freundes. Sie fühlt sich klein, so unbeschreiblich klein und unbedeutend. Sie könnte einfach aufhören zu atmen und es wäre noch nicht einmal ein Vogel da, der ihren Tod mit einem Klagelied bedauert. Was hatte sie getan, dass sie mit einer solch grausamen Einsamkeit bestraft wurde? Die Tränen versiegen und zurück bleibt eine dumpfe, innere Leere. Sie starrt wie die Statue stumm in den Himmel. Vielleicht würde sie auch zu einer gesichtslosen Figur, wenn sie sich nur lange genug nicht bewegte. „Ein schöner Nachthimmel nicht wahr?“, fragt plötzlich eine fröhliche Stimme. Sie reagiert nicht gleich, wagt es nicht, an die Stimme zu glauben. Vielleicht ist sie schon vor lauter Einsamkeit verrückt geworden. „Es ist unhöflich nicht zu antworten, wenn man etwas gefragt wurde.“ Die Stimme klingt nun etwas strenger. Sie blickt verwirrt um sich, kann aber den Ursprung der Worte nicht ausmachen. „Ich bin hier oben“, trällert es. Sie vernimmt Flügelschläge und dann sitzt auf einmal eine kleine Eule vor ihr im Gras. Also doch verrückt, denkt sie sich. „Nein, nein verrückt bist du keineswegs, meine Liebe. Du hast dich nur in eine Welt gewagt, in der du nichts zu suchen hast.“, antwortet ihr die Eule, als hätte sie ihre Gedanken gehört. „Wo bin ich?“, fragt sie mit zittriger Stimme.

„Das hier nennt man die Welt der Vergessenen.“ Die Eule breitet die Flügel aus. „Hier landen all die Geschöpfe, die schon zu ihren Lebzeiten in Vergessenheit geraten sind. Menschen, die von niemandem beachtet werden, die keine Familie haben, die vom Leben ausgeschlossen werden. Viele, deren Seelen bereits hier sind, sind in deiner Welt noch nicht mal als vermisst gemeldet oder bis heute noch nicht einmal gefunden worden.“ Ihr Magen zieht sich zusammen bei dem Gedanken, dass in irgendeinem einsamen Haus ein Mensch lag, der seinen letzten Atemzug schon lange getan hatte, ohne, dass es irgendjemand bemerkt hatte. „Sie sind hier, doch du siehst sie nicht. Sie sind nicht unsichtbar, aber du hast gelernt sie zu übersehen. Dir wurde beigebracht, sie schlicht und weg nicht sehen zu wollen.“ Die Eule hüpft ein paar Schritte durchs hohe Gras an ihr vorbei. „Sieh dich um. Du stehst inmitten begrabener Hoffnungen und Träume.“ Ihr Blick fällt auf den Stein, an dem sie ihren Kopf angelehnt hatte. Sie streicht Erde und Efeuranken weg. *Elena Bricks*. Ein Grabstein. „Das ist die alte Ratten-Elli. Sie wohnt in meinem Haus.“ Sie fährt erschrocken hoch und schaut sich um. Überall aus der Erde ragen sie hervor, die dunklen Steine. Auf jedem ein Name eingraviert und unter ihnen ein beklagenswertes Leben ohne jede Liebe und Hoffnung begraben. Schluchzende, wimmernde Gestalten winden sich aus dem Boden. Gesichtslose Fratzen strecken sich nach ihr aus, greifen nach ihr, wollen sie zu sich ziehen, klammern sich an ihr fest. Sie schreit. Ihre Augen zucken in Panik hin und her und suchen den Garten hilfeschend nach der Eule ab. Ihre Brust ist ihr eng geworden, in ihrem Kopf rasen die Gedanken und sie schreit, schreit all ihre Angst und ihren Kummer heraus, all die bedrückenden Gefühle, die auf sie einströmen, sie unter sich begraben. Alles verschwimmt vor ihr, wird zu einem Tunnel aus Farben, Schatten und Gesichter. Dann ist sie weg, die vergessene Welt. Und sie wacht mit dem Gefühl auf, das man nach einem Traum hat, an den man sich nicht mehr erinnern kann. Sie weiß, sie hat noch vor Sekunden geträumt, aber von was entzieht sich ihr, lässt sich nicht greifen. Und so bleibt die vergessene Welt das, was sie nun mal ist – vergessen.



**Felicitas Henkel**, geboren am 26.8.1992 in Seeheim-Jugenheim, machte nach ihrem Abitur in Bensheim ein Freiwilliges Soziales Jahr in einer Einrichtung für behinderte Kinder und Jugendliche. Darauf folgte ihre Ausbildung zur Medienkauffrau beim Mannheimer Morgen.

Felicitas hatte schon als kleines Kind sehr viel Fantasie: beim Bleigießen in der Sylvesternacht sammelte sie die Figuren ein und konstruierte daraus Geschichten. Die Phantasie begleitet sie noch heute im Alltag. Wenn sie am Abend eine Geschichte aufschreibt, wird ihr Kopf frei, weil alles viel strukturierter erscheint, und sie kann dann gut schlafen. Ihre Geschichte „Die Vergessenen“, obwohl ein Traum, habe viel mit der Realität zu tun. Denn jeder kenne dieses Gefühl des Sich-Verloren-Fühlens. In unserer Gesellschaft würden viele nicht wahrgenommen. Obwohl sie noch lebten, sehe man sie nicht, seien sie vergessen.